

Kanzel Frei 14. Oktober 2017 Markuskirche Gaggenau

Sylvia Felder, Mitglied des Landtages von Baden-Württemberg

Liebe Gemeinde, liebe Mitchristen,

I.

gestatten Sie mir eine Bemerkung vorweg. „Kanzel frei“ ist eine wunderbare Idee. „Kanzel frei“ ist – wörtlich verstanden eine Aufforderung. Darüber hinaus eine Einladung, den Dialog der christlichen Kirchen zu fördern und eine freie Kanzel zum Ausgangspunkt des freien Wortes zu machen.

Im Lutherjahr ist das freie Wort, die Freiheit des Geistes von besonderer Bedeutung. Und Martin Luther selbst ist ja Inbegriff des freien, ungebeugten Wortes. Danke, dass ich in diesem Rahmen das Wort ergreifen darf.

II.

Zwei Texte sind die Koordinaten dieses Sonntages: Das Matthäus-Evangelium von den Arbeitern im Weinberg und die Bach-Kantate 84, zweihundert Jahre nach Luther entstanden, die von der Genügsamkeit spricht.

„Ich bin vergnügt mit meinem Glücke, das mir der liebe Gott beschert. Soll ich nicht reiche Fülle haben, so dank ich ihm vor kleine Gaben“. Und weiter: *„Ich esse mit Freuden mein weniges Brot; Und gönne dem Nächsten von Herzen das Seine“.* Soweit der Kantatentext.

Dankbarkeit für die kleinen Gaben, Genügsamkeit, Gerechtigkeit und Friede, reiche Fülle als Freude am wenigen Brot: Das sind die Bilder dieser Texte. Genügsamkeit versus Verschwendung; Kargheit statt schwelgen in Fülle. Wie ist das einzuordnen?

Sicher haben viele von Ihnen die Aufführung der Volksschauspiele in Ötigheim diesen Sommer besucht. Die historische Zeit Martin Luthers war alles andere als genügsam, zumindest für einige.

Es war doch gerade die Ungenügsamkeit der damaligen Herrscher, die Unbotmäßige Grenzenlosigkeit ihrer Gier, das Unersättliche des Ablasshandels, was die Zeit vor 500 Jahren geprägt hat. Die Fugger, die Welser und wie die Bankiers des Kaisers auch hießen, sie befeuerten das Freikaufen von Frevel und Laster. Buße als Tauschware, Ablasshandel als satanisches Finanzprodukt.

Luther versuchte die Nabelschnur zu trennen, die das Monster Mammon am Leben hält. Er findet kein Gehör. 500 Jahre später sehen wir die Chronologie des Scheiterns. Reformatorischen Kräften gelang es nicht, einen Konsens der Veränderung für die Kirche und einen gemeinsamen Kompass derer zu finden, die als Hirten verantwortlich waren.

Der Disput auf dem Reichstag war kein Dialog. Luthers und die Energie anderer Reformatoren galten der Erneuerung der tradierten Kirche. Der Bruch war nicht Ziel, die Trennung der Kirche nicht der Erfolg sondern Ausdruck des Scheiterns einer gemeinsamen Erneuerung.

Ein Grund ist sicher, dass Rom und die Bischöfe nicht mit den notwendigen Reformen sondern mit Polemik und Verurteilung reagiert haben, mit Macht, Taktik und Arroganz an Stelle eines notwendigen Dialoges. So lassen sich Konflikte nicht lösen. Damals nicht. Heute nicht. Auch das ist eine Erkenntnis des historischen Konfliktmanagements, das heute noch gilt.

Wenn die da oben und die da unten nicht miteinander reden und sich zuhören, wenn die Einladung zum Dialog die Vorladung zum Widerruf ist, dann scheitert der Austausch, der doch gerade die Voraussetzung dafür ist, dass Ideen gemeinsam reifen. Erkenntnis lebt vom Zuhören. Zuhören lebt davon, dass im Gegenüber nicht der Gegner gesehen wird.

Doch es reicht nicht, Luther nur auf den Kampf gegen Mammon und Verkrustung zu reduzieren. Aber es liegt auf der Hand. Die Wurzel dieses Übels liegt vielmehr in der Ungenügsamkeit. Und sie ist eine Spirale. Diese hat Luther versucht zu durchbrechen, Einhalt zu gebieten, zur Vernunft zu kommen, wo Unvernunft regiert. Diesen Zentrifugalkräften setzt die heutige Bachkantate den Kontrapunkt der Genügsamkeit. Der Dreiklang aus ruhigem Gewissen, fröhlichem Geist und dankbarem Herzen liest sich als Gebrauchsanweisung für ein glückliches Leben.

Denn wahr ist: die Ökonomisierung sprengt das Liebesgebot des Evangeliums. Die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Menschen ist die zentrale Botschaft, um in einer komplexen Welt – damals wie heute – den Kompass nicht zu verlieren.

II.

Der zweite Text heute von den Arbeitern im Weinberg umreißt ebenfalls die Ökonomisierung und ist eine der bekanntesten, aber auch schwierigsten Bibelstellen und fordert zu Widerspruch heraus.

Der Weinbergbesitzer verletzt mit seiner Art der Lohnauszahlung unser Gerechtigkeitsempfinden. Nach unseren menschlichen Maßstäben gemessen ist es ungerecht, dass alle, egal wie lange sie gearbeitet haben, den gleichen Lohn erhalten. Wir ärgern uns bei dem Gleichnis gerade darüber, dass alle gleich behandelt werden.

Weil Gerechtigkeit, so wie wir sie verstehen, auch immer etwas mit Leistung und Gegenleistung zu tun hat. Und wenn Leistung und Gegenleistung nicht miteinander übereinstimmen,

empfinden wir es als ungerecht. Dieses Tarifsystem im biblischen Weinberg ist schlicht das Gegenteil von unserer modernen Entlohnungs-debatte.

Aber was ist gerecht? Wir bemühen uns ein Leben lang, gerecht zu sein, merken aber immer wieder, dass es nicht gerecht zugeht. Das ist brandaktuell. Sie erinnern sich an die großformatigen Werbetafeln vor wenigen Wochen mit dem Slogan „Mehr Gerechtigkeit“. Dabei kann offen bleiben ob es als Forderung, als Feststellung oder als Befehl gemeint war.

Der Weinbergbesitzer handelt nicht betriebswirtschaftlich, er maximiert nicht seinen Gewinn, sondern verteilt an seine Arbeiter „Güte“. In Gottes liebendem Blick fallen Gerechtigkeit und Güte zusammen. „Blickt dein Auge neidisch, weil ich gütig bin?“ sagt der Besitzer des Weinberges. Mit diesem Blick geht er auf alle Menschen zu, stellt sie auf eine Stufe, die Großen wie die Kleinen, die Mächtigen wie die Ohnmächtigen, Junge wie Alte, Frauen und Männer, Arme und Reiche und sagt: „So werden die Letzten Erste und die Ersten Letzte sein.“

Das ist die Revolution der Güte Gottes. Im Himmel gibt es weder eine Leistungs- noch eine Verteilungs-gerechtigkeit. Dieser eine Denar, den alle bekamen, war nicht mehr und nicht weniger als die Summe, die eine Familie für einen Tag zum Leben brauchte.

„Bist du neidisch, weil ich so gütig bin?“ sagt der Besitzer des Weinbergs. Dieser eine Denar, diese gleiche Bezahlung ist kein Unrecht. Gott fügt uns kein Unrecht zu. Er ist nur gütig. Gütiger, als wir es erwarten, vielleicht gütiger, als wir es wären, vielleicht auch gütiger, als wir es aushalten können. Die einen haben nicht weniger bekommen als ihnen zusteht; nur die anderen haben mehr bekommen.

Auch das ist brandaktuell. Sie alle kennen diese Sätze, wir haben sie in der politischen Debatte der letzten Monate immer zu hören bekommen: „Die bekommen alles ohne Leistung, wir mussten uns anstellen, die bekommen alles gleich“. Sie können diese Sätze in Abwandlung jeden Abend in jeder beliebigen politischen Diskussionsrunde hören. Und diese Sätze ziehen jetzt auch in den deutschen Bundestag ein.

Das ist doch exakt die gleiche, empfindliche Situation wie vor 2000 Jahren im Matthäusevangelium. Halten wir etwa die Güte aus, dem Geflüchteten, der Überleben und Schutz sucht, dies zu geben, auch wenn er nicht 45 Beitragsjahre in der Rentenversicherung hat? Halten wir es aus, ihm Obdach zu geben, auch wenn er nicht von der ersten Stunde an im Weinberg gearbeitet hat? Und viele halten es eben nicht aus, dass Güte GLEICH bemessen wird, ohne Ansehen der Person. Dass dieser eine Denar nicht abhängt von einer Gegenleistung, nicht abhängt von der ersten Stunde oder von der sechsten, der neunten oder der elften Stunde.

Für mich ist es bemerkenswert, dass auf der Landkarte Deutschlands der Prozentsatz derer dieser Ansicht zusammenhängt mit dem Prozentsatz der Mitgliedschaft in einer christlichen Kirche. Überspitzt formuliert: Diaspora der Kirche korreliert mit der Diaspora der Güte.

Dieses Bild der gleichen Gerechtigkeit zieht sich durch viele andere Bibelstellen ebenso. Wir kennen das Gleichnis vom Verlorenen Sohn. Der verlorene Sohn kommt und wird dem gleichgestellt, der schon immer da war. Nehmen Sie den Schächer auf Golgotha. „Heute noch wirst Du mit mir im Paradies sein“ ist die schlichte Antwort Jesu auf die Reue in der allerletzten Sekunde seines zu Ende gehenden Lebens. Er bekommt – wie im Gleichnis der Arbeiter im Weinberg – den gleichen Lohn, die gleiche Liebe, ja, die gleiche Gerechtigkeit.

Das ist die Ungeheuerlichkeit solcher Gleichnisse, dass sie unser festgefahrenes Alltagsbild erschüttern. Und dass auch 2000 Jahre später ihre Aktualität nicht verschwunden ist. Die Zumutung der Güte und Liebe Gottes, die nicht auf Gegenleistung setzt, rüttelt uns wach für die Kernbotschaft der Liebe Gottes.

III.

Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Samariterdienste sind die zentralen Elemente der christlichen Kirchen, die unsere Welt reicher machen. Und sie müssen Leitschnur sein für Menschen, die sich christlich nennen oder eine christliche Politik versuchen. Das gilt vor allem dann, wenn Debatten am Kern vorbei gehen, wenn das Äußerliche dominiert, wenn Rituale wichtiger sind als das Liebesgebot. Lassen Sie mich hinzufügen: wenn im politischen Diskurs nicht Lösungen sondern Vorbehalte dominieren, wenn Ressentiments und Trillerpfeifen den Platz einnehmen, der für demokratischen Diskurs freigehalten wurde.

Wir singen heute eines meiner Lieblingslieder: „Alles meinem Gott zu ehren“ Es tut gut, in diesem Lied an den Gottesbezug erinnert zu werden. Was? Schlicht: „Alles“. Wem? „Gott allein“. Warum? „Ihm zu Ehren“. Das ist der einfache, aber bestens kalibrierte Kompass. In der persönlichen Lebensgestaltung, aber auch in der Politik, als Gesetzgeber, als Regierung und Parlament wären wir froh, so einfache Wegweiser zu haben. Aber vielleicht ist es ja so, dass in einer komplexen Welt die Reduktion auf das Wesentliche hilft, den Überblick zu bewahren.

IV.

Lassen Sie mich schließen mit einem für Laienprediger tröstlichen Luther-Zitat. „Wenn ihr predigen wollt, so Luther, redet mit Gott und sprecht: Lieber Herr Gott, ich will Dir zu Ehren predigen, ich will von Dir reden, dich loben, deinen Namen preisen. Und wenn ich es nicht richtig gut machen kann, mache DU es gut.“

Amen.